

trag Lindenbergers, aber auch denen von Hohkamp und Groebner wird das Verhältnis zwischen dem obrigkeitlichen Ordnungsanspruch, seinem beschränkten Zugriff und den daraus resultierenden Räumen für gewaltsames Handeln deutlich.

Gewalt im Krieg ist eine besondere Kategorie physischer Gewalt; sie steht unter besonders hohem Begründungszwang, hat besonders zerstörerische Wirkungen und sollte deshalb vielleicht deutlicher, als das im vorliegenden Band geschieht, von den anderen Formen abgesetzt werden. Während Crouzet den Einfluß von Weltbildern auf solche Gewalt sehr eindringlich zeigt, arbeitet Schröder nur mit den von seinen Gesprächspartnern angebotenen Deutungsmustern und entgeht damit nicht der Gefahr, in eine zentrale Falle jedes »oral history«-Projektes zu tappen. Die Gewalterfahrungen des Krieges in Rußland mögen in mancher Hinsicht paradigmatisch für jede Kriegserfahrung gewesen sein; in anderer Hinsicht, als eingebunden in einen Weltanschauungs- und Vernichtungskrieg, waren sie es gewiß nicht, wie jüngste Forschungen zeigen. Deshalb wäre hier ein weiterer konzeptioneller Zugriff nötig.

Überhaupt stellt sich die Frage, ob der dezidierte Verzicht auf jegliche modernisierungstheoretische Perspektive der Gewaltanalyse nicht auch Erkenntnismöglichkeiten verschließt. Herausgeber und Autoren verzichten zu Recht ebenso auf eine umgekehrte Teleologie, eine Romantisierung älterer Lebenswelten, in denen physische Gewalt immer präsent war. Aber wäre es nicht sinnvoll, von unterschiedlichen, vielleicht gegenläufigen Entwicklungen der Gewaltsamkeit auszugehen, von einer allmählichen Reduktion in privaten und kleinräumigen Zusammenhängen und auch staatlicher Strafgewalt, der eine Entgrenzung der Gewalt im Krieg gegenübersteht, und dann den Beziehungen zwischen diesen Prozessen nachzugehen? Zu fragen wäre dann auch nach der Reichweite, die gewaltsames Handeln im Bewußtsein der Akteure hatte, nach Schuldgefühlen und Legitimationszwängen, nach der Alltäglichkeit und Unalltäglichkeit von Gewalt. Damit sind nur einige der Überlegungen benannt, die der besprochene Band auslöst. Sie zeigen sein anregendes Potential. Künftige Studien zur Geschichte der Gewalt werden nicht an ihm vorbeigehen können.

*Dirk Schumann, Bielefeld*

Christine Aka, Tot und vergessen? Sterbebilder als Zeugnis katholischen Totengedenkens, Westfälisches Freilichtmuseum, Detmold 1993, 240 S., 200 Abb., geb., 32 DM.

Es hat in der letzten Zeit eine Welle von Studien über den »Umgang mit dem Tod« gegeben – ja, das Sujet hat sich geradezu als eine Art wissenschaftliche Mode entpuppt. Daraus resultierte immerhin, daß in wichtigen Teilbereichen – wie der Friedhofsgeschichte – überlieferte Klischees endlich von quellenmäßig fundierten Erkenntnissen abgelöst wurden. Andererseits zeigen nur wenige derartige Studien jenen über das rein Ideengeschichtliche hinausgehenden Kontextbezug, der sie auch für die Sozialgeschichte fruchtbar macht. Eben dieser Kontextbezug zeichnet die vorliegende Münsteraner Dissertation der Volkskundlerin Christine Aka aus. Am Beispiel eines eng umgrenzten Gebietes innerhalb des ländlich-katholischen Oldenburger Münsterlandes beschreibt sie eine spezielle Ausdrucksform katholischer Sepulkralkultur: die sogenannten Totenzettel (Sterbe-, Totenbilder) – zwei- oder vierseitige Gebetbuch-Einlagen, die seit dem 19. Jahrhundert gebräuchlich sind. Auf der Basis der quantitativen Auswertung von rund 3 600 solcher Totenzettel vermittelt Christine Aka Auskunft über Volksfrömmigkeit und Mentalitäten, wie sie sich in einer katholischen Enklave im ansonsten protestantischen Südwest-Niedersachsen entfaltet haben. Die bebilderten Totenzettel sind massenhaft über-

lieferte Quellen, die sowohl persönliche Lebensdaten, Sterbebild und eine Charakterisierung der/des Toten verzeichnen als auch die Umstände des Todes, den Verbleib der »Seele« und die Form der Trauer thematisieren. Innerhalb eines nachbarschaftlich orientierten gesellschaftlichen Mikrokosmos erinnern sie mit ihren biographischen Angaben, Gebetsaufforderungen und Bibelzitat an die Verstorbenen und mahnen den Betrachter, sich mit der eigenen Sterblichkeit zu befassen.

Christine Aka teilt die historische Entwicklung der Totenzettel in drei Phasen ein. Die »frühe« Phase reichte von 1850 bis 1900 und zeigt die Totenzettel als ein Prestigeobjekt der öffentlichen Totenehrung für die ländlichen Eliten der Bürger und Großbauern. In einer zweiten Phase zwischen der Jahrhundertwende und den 1960er Jahren setzte sich der Gebrauch der Totenzettel in allen gesellschaftlichen Schichten durch – Christine Aka spricht vom »Standardtotenzettel«. Jetzt wurden sie zu einem allgemein geläufigen, Trauer und Furcht kanalisierenden Medium, das den Jenseitsglauben unterstützte. Hier zeigt sich auch ihre besondere sinnstiftende Funktion innerhalb eines religiösen »Ghettos«. Seit den 1970er Jahren, dem Beginn der dritten und letzten Phase, treten die Glaubensinhalte zurück, und die Texte werden bis zu jener »Sprachlosigkeit« reduziert, die über den Namen der Verstorbenen hinaus kaum noch weitere Informationen vermittelt. Die Darstellung selbst orientiert sich allerdings weniger an dieser Periodisierung als vielmehr an einzelnen inhaltlichen Elementen. Nachdem Christine Aka die Entwicklung der Totenzettel und die historischen Rahmenbedingungen – insbesondere unter kirchengeschichtlichen Aspekten – skizziert hat, analysiert sie die von den Totenzetteln transportierten Botschaften. Persönliche Daten, Abbildungen und Texte werden quantitativ aufgeschlüsselt und kontextbezogen interpretiert. Darüber hinaus beschreibt die Verfasserin den in den Totenzetteln widergespiegelten Umgang mit Krankheit und Sterben ebenso, wie sie die Funktion der Totenzettel als öffentliches Medium erörtert – wobei am Beispiel der Marien-Darstellungen auch das spezielle Frauenbild der Totenzettel deutlich wird (S. 163 ff., auch S. 96).

Als besonders aufschlußreich für den Zusammenhang von Trauerkultur, Religiosität, Gesellschaft und Politik erweist sich der von Christine Aka ausführlich behandelte Tod in den beiden Weltkriegen (S. 171 ff.). In den Totenzetteln für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs wirkte noch jene deutschnationale »Vaterlands«-Begeisterung, von der die öffentliche Meinung in der Wilhelminischen Gesellschaft geprägt wurde. Viele der Abgebildeten erscheinen in Uniform. Wohl niemand aber konnte, wie Christine Aka feststellt, angesichts des Todes eines nahen Angehörigen wirkliche Begeisterung empfinden. So versteht sie die Glorifizierung des Kriegstodes eher als psychologische Stütze: »Ehre und Heldentum bauen eine Scheinrealität auf, die über den Tod des Angehörigen hinweghelfen soll, weil sie ihn heroisieren und »würdig« erscheinen lassen. Indem der Soldatentod in einen religiösen Zusammenhang gestellt wird, der die unbedingte Auferstehung beinhaltet, wird den Hinterbliebenen die Möglichkeit gegeben, Trost zu finden. Sie entwickeln eine Form von »mentaler Überlebensstrategie.« (S. 183) Waren schon die Totenzettel des Ersten Weltkrieges keine rein »private« Angelegenheit mehr, weil sie gesellschaftlichen und politischen Kontrollmechanismen unterlagen, so galt dies erst recht für den Zweiten Weltkrieg. Die Gestaltung der Totenzettel war abhängig vom totalitären Machtapparat der Nazi-Diktatur (S. 185). Als Zeichen von zumindest indirekter Kritik am Regime faßt es Christine Aka jedoch auf, wenn Krieg und Soldatentum auf den Totenzetteln zurückgestellt, dagegen Aspekte des Privatlebens herausgestrichen und zivile Porträtfotos verwendet wurden (S. 204). Und gelegentlich wurde auch die besondere Tragik des Kriegstodes thematisiert, besonders, wenn eine Familie mehrfach davon betroffen war (S. 199). Auch transportierten nur wenige Totenzettel dezidiert nationalsozialistische Ideologie oder Symbolik (S. 204). War die katholische Bevölkerung des Oldenburger Münsterlandes dem deutsch-nationalen »Geist von 1914« noch gefolgt, so wurde

sie vom Nazi-Regime mit seinen kirchenfeindlichen Tendenzen in das Dilemma gebracht, sich zwischen Kirchen- und Obrigkeitstreue entscheiden zu müssen. Auch auf der mikroskopisch kleinen Ebene der Totenzettel lassen sich also übergreifende gesellschaftliche Tendenzen ebenso ablesen wie die fatalen Folgen der politischen Entwicklung in Deutschland. Die zahlreichen grafischen Darstellungen, die auf den computergestützten Auswertungen der Totenzettel basieren, belegen den Anspruch der Verfasserin, mentalitätsgeschichtliche Erkenntnisse empirisch zu fundieren. Viele, teilweise auch farbige Abbildungen veranschaulichen die Interpretationen, zumal auch weitere, vergleichbare Ausdrucksformen der Volksfrömmigkeit bildlich präsentiert werden. So zeigt Christine Aka nicht allein am Beispiel der Totenzettel, wie in der ländlichen »Sinnprovinz« katholische Glaubensvorstellungen bis in die 1970er Jahre hinein relativ ungebrochen dominierten.

Ein wenig enttäuschend, ja ärgerlich in dieser sonst so aspektreichen und differenzierten Studie sind allerdings die pauschalen Ausführungen zum Thema »Tod in der Gesellschaft«, wie sie Christine Aka in ihrer Einleitung vorbringt. Zum wiederholten Mal wird hier das Klischee von der »Verdrängung des Todes« aufgetischt und das Bild einer heutigen Gesellschaft postuliert, »der *die* sinnvolle Deutung des Todes abhanden gekommen ist« (S. 8) – als ob es die sinnvolle Deutung gäbe. Aus struktureller Sicht unglücklich erscheint die Ausführlichkeit des sechsten Kapitels, das von der Kirchengeschichte handelt – nicht, weil es an sich thematisch verfehlt wäre, sondern weil es über weite Strecken eine plausible Verknüpfung mit dem eigentlichen Untersuchungsthema vermissen läßt. Hier hätte weniger Masse mehr Prägnanz bedeutet, zumal sich das folgende Kapitel ohnehin direkt mit der Rolle der katholischen Kirche im Oldenburger Münsterland beschäftigt.

Keinesfalls aber sollen diese Kritikpunkte den Gewinn schmälern, den diese Studie und der mikrohistorische Ansatz, wie er hier im Ansatz vorbildlich vertreten wird, gleichermaßen für die Geschichte von Volksfrömmigkeit und Sepulkralkultur bedeuten. Christine Aka hat einen Weg aufgezeigt, wie die kontextbezogene Untersuchung einzelner sepulkraler Ausdrucksformen zu mentalitätsgeschichtlich aufschlußreichen Ergebnissen führen kann. Und erneut zeigt sich, daß die Geschichte des Umgangs mit dem Tod häufig andere historische Periodisierungen ergibt als die bisher üblichen.

*Norbert Fischer, Hamburg*

Etienne François/Hannes Siegrist/Jakob Vogel (Hrsg.), Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich. 19. und 20. Jahrhundert, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1995, 404 S., geb., 68 DM.

Das derzeitige große Interesse an der Geschichte der Nationalismen, ihrer Inszenierungsformen und Ritualisierungen speist sich, wie die Herausgeber dieses aus einer Berliner Tagung von 1993 hervorgegangenen Sammelbandes einleitend bemerken, aus zwei Quellen: Zum einen steht das Thema der Nation auf der politischen Agenda des ausgehenden 20. Jahrhunderts ganz weit oben, zum anderen entspricht die Beschäftigung mit den kulturellen und sozialen Praktiken, Ausdrucksformen und Ritualen des Nationalen der aktuellen Tendenz der Geschichtsbetrachtung, den historischen Wahrnehmungsweisen und Wertvermittlungen wieder mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Die hier vorgelegten Beiträge sind überwiegend geschichtswissenschaftlicher, teils anthropologischer und anderer kulturwissenschaftlicher Provenienz und figurieren unter dem Leitmotiv des deutsch-französischen Vergleichs. Allerdings wäre die Formulierung »Deutschland und Frankreich im Kontrast« wohl angemessener gewesen, denn die Mehrzahl der Aufsätze